



Angelika Krebs  
mit Stephanie Schuster,  
Alexander Fischer, Jan Müller

### Das Weltbild der Igel. Naturethik einmal anders

Schwabe, Basel 2021.  
240 Seiten, € 28,00

Ein Buch, das auf die Vermittlung von Gedanken durch Sprache zwar nicht verzichten kann, aber doch verschiedene Formen der „Rede“ erprobt und damit das dialogische Manifest einer zukunftsfähigen Naturethik.

Es ist zweifellos ein mutiges Buch. Da verlässt jemand selbstbewusst die engen akademischen Pfade: keine Fußnoten, kein Fachjargon – breite Zugänglichkeit erwünscht. Da schreibt eine angesehene Forscherin, bekannt etwa durch ihre kommentierte Sammlung zur *Naturethik*, gemeinsam mit drei Mitarbeitern ihres Lehrstuhls für Praktische Philosophie an der Universität Basel. Überraschend kommen freilich weder das Thema noch der „alternative“ Zugang zur Wissenschaftsprosa, hat Angelika Krebs sich doch über „Arbeit und Liebe“ habilitiert, war Rockefeller Visiting Fellow in Princeton mit dem Projekt „Zwischen Ich und Du“ und ist Mitbegründerin der „Europäischen Gesellschaft für die philosophische Erforschung der Emotionen“, die in Basel neue, interaktive Lehrformen erprobt.

Das grüne Taschenbuch ist gespickt mit teils farbigen Grafiken und Fotografien und entpuppt sich als fiktiver Dialog mit dem 1000-Seiten-Roman *Vorabend* des 2014 verstorbenen Autors Peter Kurzeck. Gleich zu Beginn taucht seine Figur im Stakkato einer Bildserie auf – schütter-struppiges Haar, seltsame Posen, durch verschiedene Lebensstationen wandernd – und zieht den Leser ins Buch. Dort findet er sich in fünf

klar gegliederten Kapiteln wieder, denen wiederum je ein Kurzeck-Zitat vorangestellt ist: „Die Igel am Fahrbahnrand. Nur eine kleine Gruppe. Rücken naß vom Fahrbahnrand und der Bauch naß vom nassen Gras.“ Die eigentümliche Sprache der Literatur steht für die Welt da draußen, weckt durch Verfremdung das Bewusstsein für die Vielfalt alltäglicher Erscheinungsformen; einen Alltag, in dem wir nicht nur sprechen, sondern auch fühlen, agieren, leiden und fröhlich sind – wir, die Tiere und die Pflanzen. Es geht ganz offensichtlich um den Versuch eines Perspektivenwechsels, darum, die Relevanz der naturethischen Debatte für den Alltag der Menschen zu erkunden und so zugleich den Maßstab des Menschen auf die gesamte Natur zu erweitern.

Die Fallhöhe ist hoch, will man doch das Verstehen und die Empathie, gar Sympathie wecken für eine Wirklichkeit, der die Kunst näher scheint als die Wissenschaft. Trägt diese Mischung aus literarischem Zitat, literarischem Zirkel und philosophischer Argumentation? Didaktisch ist das allemal eine Leistung. Ob man sich indes auf diese Art sokratischen Dialogs in Buchform einlässt, werden unterschiedlich vorgebildete Leser wohl unterschiedlich bewerten. Für den Kundigen etwa sind Thema und Thesen spannend genug, um keinen Umweg zu wünschen. Er sucht auf den Seiten förmlich nach dem Fortgang der Argumente.

Jedes Kapitel gruppiert sich nämlich um Theorie-Kerne, die zum Auftakt unter Nennung der konsultierten Weggefährten offengelegt werden. Die Rede ist vom Jenaer Erkenntnistheoretiker Gottfried Gabriel (*Erkenntnis*, 2015), Roger Scruton (*Schönheit*, 2012) und Hans Julius Schneider (*Religion*, 2008). Den beiden anderen Kapiteln unterliegen gedanklich Jean Améry's Aufsatz *Wieviel Heimat braucht der Mensch?* (1966) sowie Friedrich Kambartels *Bemerkungen zur politischen Ökonomie* (1998), dessen Assistentin Krebs war. Wer diese bemerkenswerte Breite philosophisch überblickt, mag bereits einiges voraussehen. So viel sei verraten: Das Buch schließt dort an, wo man in Krebs' *Naturethik* patent wie nüchtern zurückgelassen wurde: der Kluft anthropozentrischer, das heißt vom Menschen her gedachter, und physiozentrischer, von der Natur her konzipierter, naturethischer Ansätze. Weder sollte die Natur als Ressource noch als Person verkannt werden, meint sie damals wie heute in vermittelnden Worten. Nun aber ginge es (einmal mehr) um die Etablierung einer überbrückenden Vernunft. „Schönheit“, „Heiligkeit“ und „Heimat“, so heißen dann die Themen, welche die Autoren hierfür identifizieren, um eine Haltung zu erarbeiten, die sie als „ästhetische Ökozentrik“ bezeichnen. Damit wollen sie

einen „dritten Weg“ beschreiten. Es ginge vielmehr ums „Aushalten von Widersprüchen“, wodurch man die „Natur als bedeutsames Gegenüber“ zu erfahren lerne.

Dass es mit dieser Erfahrung nicht getan ist – und auch mit dem Wissen darum –, dafür steht dieses Buch als stets changierender Vermittler, der den Königsweg der eigenen Praxis nur zu gut kennt, und ein Lesen anspornen will, das der Lebenswelt verbunden bleibt: durch „erlebte“ Gedanken, die das Buch zu wecken hofft.

Albert Kirchengast

Werner Stegmaier

### Formen philosophischer Schriften zur Einführung

Junius Verlag, Hamburg 2021.  
288 Seiten, € 16,90

Dieses Buch füllt eine Lücke: Die Beziehung zwischen philosophischem Inhalt und literarischer Form war sowohl in der Philosophie als auch in der Literaturwissenschaften lange aus dem Blick geraten. Es ist daher höchst begrüßenswert, dass Werner Stegmaier, ehemaliger Philosophieordinarius in Greifswald, dieses in seinen Lehrveranstaltungen behandelte Thema zu einem Buch verarbeitet hat, das nun in der bewährten Einführungsreihe des Junius-Verlags erschienen ist.

Die Formen philosophischer Schriften, so konstatiert Stegmaier zu Recht, sind keineswegs zufällig. Vielmehr stehen Inhalt und Form in einem engen Abhängigkeitsverhältnis: Innovative philosophische Inhalte suchen sich neue literarische Formen, wodurch die Inhalte „aus ihren Formen neu verstanden werden“ können. Bei Denkern wie Platon oder Montaigne ist Stegmaiers These besonders plausibel: Platon benutzt die Form des Dialogs dazu, die Gebrauchsfertigkeit seiner Ideenlehre zu testen: „Ideen werden so selbst Gegenstand von Dialogen, und so kann auch auf sie selbst unterschiedlich Bezug genommen werden.“ Und die von Montaigne entwickelte Form des „Essais“ spiegelt in idealer Weise das philosophische Projekt der „Selbstbeobachtung“ und „Selbstdarstellung“ wider. Eine eindeutige Korrespondenz von Inhalt und Form erschließt sich jedoch nicht überall gleichermaßen: Ob man bei Immanuel Kant, dessen kritischer Anspruch unbestritten ist, im Angesicht seiner doch etwas barocken Systematik von einer „schriftstellerischen Form der